

Kultur

Alexander Cammann

Achtzig verweht

Abschiedsvorstellungen der Kriegsgeneration

Am 1. Mai 1945 erhielt der kleine Funktrupp im Hauptquartier von Großadmiral Dönitz im holsteinischen Plön ein Telegramm von Joseph Goebbels aus dem Führerbunker: »Führer gestern 15.30 verschieden.« Tags zuvor war Dönitz von Hitler zu seinem Nachfolger erkoren worden; die Nachrichtensoldaten hatten den Dank des Admirals in den Berliner Bunker gefunkt: »Mein Führer! Meine Treue zu Ihnen wird unabdingbar sein.« Einer von Dönitz' Funkern war der 20-jährige Obergefreite Siegfried Unseld.

Für anders geartete Kommunikationsleistungen wurde der Verleger Siegfried Unseld 28 Jahre später gewürdigt: Der amerikanische Literaturwissenschaftler George Steiner, Sohn einer jüdischen Familie aus Wien, prägte 1973 die Formel von der »SUHRKAMP-Kultur«, die die intellektuelle Verknüpfungsbearbeitung Unselds rühmend auf den Begriff brachte. Denn der einstige Obergefreite hatte den SUHRKAMP VERLAG für Jahrzehnte zur prägenden Kulturinstitution der Bundesrepublik gemacht, ausdrücklich unter umfassender Einbeziehung jüdischer Denktraditionen.

Diese Konstellation zweier Momente im Leben des 2002 verstorbenen großen Kommunikators Unseld veranschaulicht noch einmal den weiten Weg, den die

Bundesrepublik und deren geistige Protagonisten nach 1945 zurückgelegt haben.

Eine Erfolgsgeschichte, geboren in Stahlgewittern: Wer nach den Gründen für die scheinbar unendliche Präsenz unserer intellektuellen Väter oder Großväter fragt, stößt unweigerlich auf die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs. Hier gehörten Durchsetzungskraft und Überlebenswille angesichts tödlicher Bedrohung zur früh erlernten seelischen Grundausstattung. Siegfried Unseld berichtete des Öfteren von seinen Kriegserlebnissen als »ohnmächtiger Handlanger der Mächtigen«. In seinen persönlichen existenziellen Abgrund hatte er als Soldat an der Ostfront im Mai 1944 geschaut – eine Episode, die später zum Kernbestand des Unseld-Mythos werden sollte: Beim Rückzug der Wehrmacht von der Krim flüchtete der 19-Jährige vor der Roten Armee ins Schwarze Meer; schwamm um sein Leben, bis er nach Stunden von einem deutschen Schiff aufgegriffen wurde. Der mit ihm schwimmende schwächere Kamerad, der ihn vergeblich um Hilfe rief, ertrank.

Nebenbei bemerkt: Vor diesem Hintergrund überrascht der Furor von Louis Begley, mit dem dieser im August 2006 Günter Grass nach dessen Bekenntnis, für einige Monate der Waffen-SS angehört

zu haben, attackierte. Der 1933 geborene SUHRKAMP-Autor Begley, der als Kind in Polen dem Holocaust entging, berichtete von seiner Lebensregel, »Deutschen aus dem Weg zu gehen, die alt genug waren, im Zweiten Weltkrieg Waffen zu tragen. Auf jeden Fall versuchte ich, ihnen nicht die Hand zu schütteln«, vor allem nicht Ostfront-Veteranen. Gab es keinen Handschlag mit seinem deutschen Verleger Unseld?

Schon sind wir mittendrin in den über sechzig Jahre alten Minenfeldern, deren Spätzünder in den letzten Jahren erstaunlich oft explodierten und zu heftigen Kontroversen führten. Selten erfüllt die Grauzone der Vergangenheit

die Sehnsucht der Nachgeborenen nach Eindeutigkeit, wie diese Szenen illustrieren. Das politisch-moralische Terrain ist unwegsam; der Sinn für die Ambivalenzen von Erinnerung wird oft durch Urteilsfreudigkeit verbaut. Im vergangenen Jahrzehnt waren es vor allem die alten Schriftsteller der Kriegsgeneration, die diesen ambivalenten Blick auf die Gegenwart der deutschen Vergangenheit noch einmal mit ihren Büchern und in Debatten ermöglichten: Dieter Wellershoff, geboren 1925, Walter Kempowski, geboren 1929, sowie Günter Grass und sein Jahrgangsgenosse Martin Walser.

Dabei erleben wir im Moment ein seltsames Schauspiel: Bedeutungsverlust und lautstarker Nachhall einstiger Wirkmächtigkeit gehen Hand in Hand. Längst geben literarisch jüngere Autorengenerationen den Ton an; ihre preisgekrönten Bücher und schönen Gesichter kennt das Publikum mittlerweile bestens. »Grass« und »Walser« hingegen sind häufig bloße Reizvokabeln im Literaturbetrieb:

Die oberflächliche Rezeptionshaltung schwankt zwischen Augenrollen, Kopfschütteln und Aufstöhnen. Seit vielen Jahren sind beide beliebte Glossenfiguren und Ressentimentobjekte, nicht nur von Schülern, die in Deutsch-Leistungskursen mit Grass gequält wurden. Dennoch: Das allseits beliebte Grass- oder Walser-*Bashing* bleibt allzu oft intellektuell dürftig und zeugt in seiner Ritualisierung von manchen Identitätsschwächen bei den jüngeren Kritikern. Sehr viel interessanter ist die Frage, welche Überlebenstechnik den Schriftstellern aus der Kriegsgeneration half, in der jüngsten, noch nicht von Literaturhistorikern kanonisierten Zeit ihr Verschwinden hinauszuzögern.

Der damals 31-jährige FAZ-Literaturchef Frank Schirrmacher nahm 1990 am Vorabend der Wiedervereinigung »Abschied von der Literatur der Bundesrepublik«: »Nicht heute vielleicht, aber morgen«. Es dauerte dann doch noch einmal siebzehn Jahre. Die Ursache für

dieses erstaunlich zähe Nachleben lag in der erfolgreichen Ausweitung der literarischen Kampfzone, die die Schriftsteller der Kriegsgeneration seit den 90er Jahren betrieben. Sie hätten bis dahin in ihren Werken identitätstiftende bundesrepublikanische Lebensläufe geschaffen, allerdings unter Ausblendung der Vorgeschieden, die allenfalls aus der Kinderperspektive Oskar Matzeraths in Grass' *Blechtrommel* erzählt worden seien. So lautete damals Schirrmachers Kritik. Seit Mitte der 90er Jahre jedoch stürzten sich die alternden Autoren gleichsam als Phalanx auf das Feld der Vergangenheit, in überraschender literarisch-autobiografischer Produktivität: Günter Grass (*Ein weites Feld, Mein Jahrhundert, Im Krebsgang* bis zu *Beim Häuten der Zwiebel*), Martin Walser mit seinem Kindheitsroman *Ein springender Brunnen*, der von Hermann Göring 1944 an die ostpreußische Front geschickte Dieter Wellershoff mit seiner Kriegererinnerung *Der Ernstfall*. Dem besessensten Erinnerer gelang gar eine triumphale Renaissance im Literaturbetrieb: Walter Kempowski erzielte große Erfolge mit seinem vielbändigen *Echolot*-Projekt, den Auszügen aus zahllosen Tagebüchern, die während des Zweiten Weltkriegs geschrieben wurden. Junge Fans wie Lesebühnen-Autor Falko Hennig oder Pöpliterat Benjamin von Stuckrad-Barre bekannten sich zu ihm. Zuletzt legte Kempowski mit seinem hochgelobten Roman *Alles umsonst* noch seine Version des Flüchtlingsdramas 1945 vor.

Die Ergebnisse dieser Rückschau sind unterschiedlich und umstritten, literarisch wie politisch-moralisch, wie die Kämpfe von, mit und gegen Martin Walser bewiesen. Man sollte unabhängig davon die Varianten von Erinnerungsarbeit – hier der »präzise« Kempowski, dort der »diffuse« Grass – nicht gegeneinander ausspielen: Beide sind künstlerisch legitime Formen. Die Macht der Geschichte

inklusive der heftigen öffentlichen Debatten wirkte seit 1990 als Frischzellenkur für die Alten. Insofern war deren Abschiedstournee zugleich verblüffende Verlängerung und späte Vollendung der bundesrepublikanischen Literatur. Und die Autoren lieferten den Nachgeborenen ihr Vermächtnis.

Am 28. April 1992 notierte Walter Kempowski in sein Tagebuch: »Es kommt mir so vor, als müsse ich mit dem *Echolot* Schuld abtragen. Ich habe mal ein Klassenfoto gesehen, auf dem waren die später dann Gefallenen mit Bleistift eingekreist. Das wirkte so, als ob man sie für den Tod ausgewählt hätte.« In den Jahrgängen 1924, 1925 und 1926 fielen 40 Prozent der zur Wehrmacht eingezogenen Männer – die eigentliche Schlüsselerfahrung jener Generation. Die heute Achtzigjährigen haben versucht, in ihrem literarisch-autobiografischen Alterswerk diese »Schuld« des Überlebens zu verarbeiten, verblutend »auf der Intensivstation Erinnerung«, wie der nicht gerade anämische Walser jüngst diesen Opfergang bedichten zu müssen meinte. Weltliteratur ist dabei zwar nicht entstanden. Doch werden künftige Lektüren dieser Bücher wahrscheinlich gnädiger als heute ausfallen. Denn die Klassiker der bundesrepublikanischen Literatur umweht trotz mancher blinden Flecke ein authentischer Hauch von jenem schwer verständlichen deutschen 20. Jahrhundert, das uns so schnell nicht aus seinen Fängen lässt. Das zwiespältige Privileg solcher fast schon exotischen Reize besitzen nur die Alten: Von deren Narben werden die jungen schönen Gesichter der unschuldigen Gegenwartsliteratur verschont bleiben.



Alexander Cammann (*1973) lebt als Kritiker und Publizist in Berlin.
CammannA@geschichte.hu-berlin.de